Zehn Minuten Aufenthalt.

Von M. Mattius.

Die schwarze Schlange des D-Zuges kriecht mit fauchendem Athem durch das im Abendlicht glühende, hessische Hügelland. Dann die dämmerungsreiche Ebene des südlichen Hannovers durchquerend, läuft sie stöhnend und brausend, von unzähligen, blinkenden Gleisen flankirt, in Celle ein. Ein junger Mann öffnet die Thür des Coupés und das Fenster des D-Wagens und läßt sich die erquickende Herbstluft des Abends um's Gesicht wehen. Auf seinem Gehirn lastet die Apathie und das leise Schwindelgefühl einer langen Eisenbahnfahrt. Gleichgültig beobachtet er das hastige Eilen der aus- und einsteigenden Reisenden. „Wie Wellen eines Meeres!" denkt er. „Alle streben sie ihrem Ziele zu, ahnungslos und fremd einander kreuzend; und jedes ist sich selbst der Mittelpunkt der Welt!" — —

Er sieht nach der Uhr. „Noch sechs Stunden — dann ist er daheim!"

Ein gellender Pfiff — ein durchdringender Ruck — und mit einem Geräusch, das ihm wie das Athemholen eines Ungeheuers klingt, setzt sich der Zug in Bewegung.

Er sieht sich allein im Coupé, wirft sich in eine Ecke und verliest sich in das Titelblatt der eben erstandenen Jugend, das ihm inmitten der dumpfen, staubigen Reiseatmosphäre die Frisch eines herbstlichen Parkes und die jugendliche Schönheit eines Mädchens vor die Seele zaubert. Eben fällt im Gegensatz zu der dämmerigen Dunkelheit der Bahnhofshalle das helle Licht des freien Himmels auf die anmuthig gezeichnete Gestalt, die, das Veilchen des Gartens öffnend, eine Schale mit reifen Früchten trägt, als das Tempo des Zuges sich verlangsamt und allmählich in einen vollständigen Ruhezustand übergeht.

Er wirft das Heft beiseite, steht auf, entzündet eine Cigarette und öffnet, wie um den Grund der Verzögerung festzustellen, das der Thür gegenüberliegende Coupéfenster.

Gleis an Gleis mit ihm steht ein soeben von Norden eingelaufener D-Zug. Im ungewissen Lichte des sinkenden Tages erscheinen silhouettenartig schlafende, rauchende, plaudernde Menschen.

Mit der rücksichtslosen Ungeniertheit des Unbekanntseins starrt einer den anderen an.

Halb zerstreut und verstimmt über den Aufenthalt sieht unser Freund, wie sich gerade ihm gegenüber die Gardine und das Fenster des Damencoupés zweiter Klasse öffnen.

Ein junges Mädchen, das einen grauen, unter dem Kinn geknüpften Schleier trägt, erscheint in der Umrahmung des Fensterholzes, blickt einen Augenblick erstaunt zu ihm herüber, und bricht in ein helles Lachen aus.

„Heino!"

„Maria!"

„Hest jo 'n groten Snurbort!"

Sie lacht von neuem, während die Enden ihres Schleiers, vom Abendwind ergriffen, einen tollen Wirbeltanz aufführen.

„Ja, du — ich konnte doch nicht wie so 'n grüner Junge zu den Leuten gehn!"

Er dreht an seinem schwarz gewirbelten Bärtchen.

Dann schweigen sie beide, wie von einer kleinen Verlegenheit befallen.

„Wo reist' du denn hin, Menschenkind?" beginnt Heino von neuem.

„Nach Bofel!"

„Na und?"

„Ich hab's Examen gemacht!"

„Donnerwetter!"

„Und geh in Stellung — als Erzieherin" —

„Na denn man tau!"

Es scheint Heino eine ungeheure Kraftanstrengung zu kosten, sich seine kleine, wilde, übermüthige Maria als strafende, belehrende, würdevolle Gouvernante vorzustellen.

Sie merkt, was in ihm vorgeht.

„Du, Heino — ich bin höllisch vernünftig geworden — ja, glaub's man! Die tolle Maria, die auf der Straße pfiff, bis du an's Fenster kamst, die ist todt — mausetodt, mit allen ihren Dummenjungenstreich n!"

Ein Schalk lachte aus ihren Augen, der ihrer Versicherung ein gut Theil Ueberzeugungstreue nimmt.

„Wahrhaftig?" sagt Heino.

„Ne du, wirklich! — 's ging ja auch nicht so weiter! Und Tante's Strenge und ewiges Aufgepasse — das hat's bloß noch schlimmer gemacht!"

„Weißt du, Heino" —

Sie hat sich mit gekreuzten Armen auf die Fensterbrüstung gelehnt.

Heino ist es, als ständen sie an der Thür des Vordergärtchens von Marias Haus und plauderten wie in Kinderzeiten.

„In dieser Zeit, wo man vom Kind zum Menschen wird — wo alles in einem gährt und sich sehnt — da hat man eben eine Mutter nöthig. — Wie ich klein war, dachte ich mir gar nichts dabei, wenn es hieß: „Deine Eltern sind todt, Maria", aber diese letzten Jahre — da hab' ich mich einfach krank gesehnt nach Vater und Mutter — einfach krank gesehnt." — —

Es ist lange Zeit her, daß sie nicht mehr so warm und offen mit Heino gesprochen hat.

Er sieht sie herzlich an, ohne ein Wort der Erwiderung zu finden.

Nachher bin ich in's Seminar gegangen — und, siehst du, das Ochsen — das hat mir geholfen, Heino! — Alle meine Gedanken, die dummen, übermüthigen, die verzweifelten, die lustigen, die schwermüthigen — hab' ich mir weggeochst — — na und du?"

„Ich sitze in Salzbach und praktizire!"

„Und?"

„Du, 's ist fein — riesig interessant! Ich sag' dir, man guckt richtig tief hinein in's Leben und in die Menschen! — Aber das Elend, weißt du, das ist so groß! — Einfach jammervoll leben die kleinen Leute — und helfen kann man nicht."

„Wieso?"

„Na, die dummen Recepte, was nützen die, wo Essen fehlt und Licht — und Luft!" —

Es thut Heino wohl, Maria gegenüber von dem zu sprechen, was ihn erfüllt, wie er's als Junge gewohnt war.

„Also so schrecklich schlimm ist das alles?" fragte sie „und ohne Schuld?"

„Ja, oft! — Ich sag' dir, du, gerade bei den Armen, da findet man Aufopferung, Selbstvergessenheit — man ist einfach paff manchmal." —

Der dröhnende Lärm eines vorüberfahrenden Güterzuges übertönt die Unterhaltung und weckt das Gefühl baldiger Trennung.

„Du, sag' mal, warum fährst du denn heute schon? Anfang der Herbstferien? Wußtest doch, daß ich komme! Oder nicht?"

Sie schweigt.

„Na, sag' doch mal!"

„Ja, ich glaube, deine Mutter hat's uns erzählt."

„Und trotzdem reist du weg? Einfach mir aus dem Wege? Ja, Maria, bist du mir denn böse?"

„Nein, nein, nein!"

Sie stampft mit dem Fuße auf, dessen schmale, zierliche Gestalt in Heinos Vorstellungskreis tritt.

„Ja, dann — dann bist du mir am Ende noch" —

Er wird roth und riskirt nicht, den Satz zu Ende zu sprechen.

Maria schlägt die Augen nieder und macht sich an den Knöpfen ihres wildledernen Handschuhs zu schaffen.

„Bist verrückt!" sagt sie kalt.

Heino sieht jetzt, wie lichtvoll sich ihre zarte Mädchengestalt von dem Dunkel des schwärzlichen Wagens abhebt. Ueber dem Zuge schweben Rauchwolken, aus der ruhenden Lokomotive vom Südwestwind rückwärts getragen. Diese Wölkchen, die sich in den verschiedensten Gestalten und Formen zusammenballen, bekommen durch den Schein des Abendrothes Leben und Farbe, gerade so, wie man Papierpuppen mit einem rothweißen Pinselstrich zum Leben erwecken kann. Und wie Heino emporsieht in diese Schaar duftiger, langsam dahinziehender Dunstgestalten, werden sie ihm zu Erinnerungen, zu holdern Bildern aus seiner freudegesegneten Kindheit.

Mit einemmal steht er mit seiner kleinen, vierzehnjährigen Maria im thauigen Grasgarten des Elternhauses. Weißes Licht liegt auf den spätsommerlichen Blättern der Fliederbüsche. Vom alten, baufälligen Gartenhaus hängen halb verwelkt die Knospen und Blüthen der weißen Kletterrose herab. Und um das graufschimmernde Dach des Stallgebäudes schlingen sich die Ranken der lilablühenden Klematis, arg bedroht von üppig wuchernden Epheu. Leise hallt es durch den Garten, wenn vom Wehen des Morgenwindes ein Gravensteiner Apfel zur Erde fällt. Sie beißen lachend hinein in das kalte, in der Sonne schimmernde Fleisch und werfen rachsüchtig ihre Kerngehäuse über die Wipfel des alten Nußbaumes hinweg in den Nachbargarten der Frau Gerichtsrath, die sich wieder und wieder über die Wildheit und Lauheit beklagt hat. — Und jetzt klettern sie hurtig in die höchsten Zweige des Eschenbaumes — hei, wie sitzt es sich da oben im dichten Blätterdach, mit dem Blick über die Gäten und Giebel der halben Stadt und auf die weißen Wolken am tiefblauen Herbsthimmel. Hei, wie weht die Luft da oben frisch und kräftig, wie ein Sehnsuchtsodem aus der fernen, schönen Welt.

„Flügel möcht' ich haben!" sagt Heino — „große, mächtige Flügel, um über die schweigenden Wälder und über die leuchtenden Meere zu sausen."

Und Maria legt ihren blonden Kopf an seine Brust und flüstert: „Ich, ich brauch' keine Extraflügel — ich kriech' einfach bei dir mit unter!"

Und gleich darauf gleitet er mit ihr über die schwarzblaue Eisfläche des breiten Stromes, der zum Meere führt, und sie bewundern die vom plötzlichen Frost erstarrten Wellenkämme, die aussehen wie gefesselt Leidenschaft.

Er fühlt die Weichheit ihres Körpers und sieht den weißen Athem ihres Mundes in der kalten Luft zergehen.

Und dann ihr letztes Kinderzusammensein dicht nach dem Abiturium auf dem Pachthof, südlich der Stadt. Mit allerlei kleinen Lügen und Listen haben sie sich dort getroffen, ehe Heino auf die Universität zog und Maria auf ein Jahr nach England ging. Einen sonnigen Herbsttag lang haben sie miteinander die Felder und Gärten durchstreift, und Abends sind sie müde geworden und haben sich in die Scheune auf's Heu gelegt und — sich geküßt — ein paar Mal — heiß und sinnlos.

Und dann? Dann hat er sie nur einmal noch gesehen — nach Jahren bei einem Besuch in der Heimath. In einem Vergnügungsgarten saß sie, in schöner Toilette, umringt von jungen Offizieren, die ihr huldigten. Da er vorüberging, hat sie ihn kalt und fremd gegrüßt, und ihr Leben und ihre Sprache haben ihm laut und scharf geklungen — — — wie der Ausdruck eines erstarrten Herzens.

So blitzschnell gehen alle diese Gedanken durch Heinos Kopf, daß Maria inzwischen nicht einmal mit dem Zuknöpfen ihres Handschuhs fertiggeworden ist. Er steht noch ebenso da, die eine Hand am Geländer der anderen, die Augen thalwärts gerichtet, die Enden des Schleiers in wirbelnder Bewegung. Ueber ihrem Haupte zieht sich wie ein Fries die Kette der rosenrothen Erinnerungswölkchen hin. So schön, so schlicht steht sie da, so ganz ein Bild, ein Symbol der Jugend und der Heimath.

Alle die Jahre hat Heino kaum an sie gedacht. Damals, als sie ihn so fremd und kalt angeschaut hat, war es ihm durch den Kopf gegangen: „Ein Glück, daß es so steht, ein wahres Glück!" —

Er hat es bei einigen seiner Freunde mitangesehen, wie sie ihre frühe Verlobung gleich einer schweren, quälenden Last durch's Leben schleppten.

Sie blickte jetzt zu ihm auf, und in ihrem lustigen Schaltgesichtchen dämmert etwas, wie ein halb verhülltes, beschämtes Umverzeihungbitten.

Da, wie eine Vision kommt's über Heino: — —

Dieses Mädchen liebt dich noch, hat dich die ganzen Jahre liebgehabt. Jeder Athemzug ihres Lebens, jede Hoffnung, jede Freude, jede Arbeit ist davon durchtränkt gewesen. Und am stärksten hat diese Liebe in ihrem Trotz, in ihrem Hochmuth, in ihrer Vergnügungssucht gewaltet. Diese bösen Mächte hat sie sich ja nur zu Hilfe gerufen, um der übermächtigen Neigung Herr zu werden, sie zu bekämpfen, sie zum Schweigen zu bringen. Aber sie ist nicht todt — sie lebt diese alte, tiefe Jugendliebe — sie hat die Kraft eines Lebensglücks. — Und da — plötzlich ist Heino nicht mehr allein in seinem Coupé — hinter ihm steht der kleine, geflügelte Liebesgott, zupft ihn an seinem reiseverstaubten Rocktragen und fragt:

„Gibt's auf der ganzen Welt einen Mund wie diesen? Einen, der so lachen kann, aus dem eine so sprudelnde Lenzesfröhlichkeit quillt? Findest du auf der ganzen Welt ein Mädel, das dich so versteht, mit dem dich solche starken Glückstetten der Erinnerung und der gemeinsamen Entfaltung verknüpfen? Ein Mädel, das so lieb, so innig, so lustig, so dumm und so schlau ist, wie diese da?"

„Nein!" lautet die Antwort in Heinos Herzen, und die Lichtstrahlen des scheidenden Tages, die es in diesem Moment versuchen, ihre ganze Intensität auf die Erscheinung des jungen Mädchens zu concentriren, sind derselben Meinung.

Da, getrieben von der Macht des Geschickes, das weise Gelehrte gern fortdisputiren und das doch über jedem Menschen wirkt und waltet, wie die Hand des Meisters über seinem Kunstwerk — getrieben von dieser abseits des Verstandes stehenden Wundermacht — beugt sich Heino über die Brüstung des Fensters zu Maria hin und fragt mit etwas vibrirender, tiefer Stimme:

„Maria, willst du nach Salzbach kommen, meine kleine Frau werden?"

„Ja!"

Es ist ein einfaches, leichtes, schlichtes Ja, das ihm zurücktönt, ein „Ja," dem man es nicht anhört, daß es die Erfüllung, die Befreiung jahrelanger Mädchensehnsüchte in sich trägt.

Maria hat sich etwas ängstlich umgedreht, aber die lebhafte Unterhaltung ihrer Coupégenossinnen beruhigt sie schnell.

Beide Liebende beugen sich so weit sie können, aus ihren Fenstern heraus — aber es fehlen drei oder vier Centimeter für einen Kuß. —

Sie müssen sich mit einem Händedruck begnügen.

Unter dem Thor ihrer verschränkten Arme geht geschäftig ein Bahnarbeiter das Gleis entlang und gießt aus einer Blechkanne Oel auf die heißgewordenen Achsen der Wagen.

Dann ein Pfiff, ein Ruck, ein Geräusch, als ob schwere Eisenketten auf einen harten Boden fallen, und beide Züge rollen in entgegengesetzter Richtung davon.

„Weihnachten hol' ich dich!" sagt Heino noch.

Er sieht, wie sie nickt, und mit der ganzen Vollkraft seiner glückstönenden Stimme ruft er ihr das Abschiedswort der Kindheit zu.

„Tüüs!" klingt's an den rasselnden Wagen entlang, und ein vom Bahnhofsgeräusch geschwächtes, von der bewegten Luft zertheiltes „Tüüs" dringt zurück an sein horchendes Ohr.

Nordwärts und südwärts brausen die Züge durch's deutsche Land. Sie berühren mit ihrem flüchtigen Finger die lichtreichen Dörfer und Städte, die sich tiefer und tiefer in den faltenschweren Himmel der sternenlosen Herbstnacht hüllen.

— Eine gräßliche Bluthat, der eine ganze Familie zum Opfer fiel, ist in der Pariser Hauptstadt verübt worden. Der 30jährige Maurer Dupret tödtete mit einem schweren Hammer seinen greisen Vater, verwundete Mutter und Schwester tödtlich und brachte einer Cousine und zwei anderen Personen gefährliche Verletzungen bei. Die Verhaftung des Massenmörders, der ein Alkoholiker ist, gestaltete sich ungemein schwierig.

— Am Telephon. Herr: „Ich habe doch verlangt: Nummer 824, Delikatessenhandlung Meyer — Sie haben mich aber mit 825, Viehversicherungs-Gesellschaft Orpheus, verbunden!" — Telephon-Fräulein: „Entschuldigen Sie, Nummer 824 war belegt!"

Nicht empfindlich.

Fremder: „Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie ein Lump, ein Betrüger und ganz ehrloser Schuft sind!"

Hausherr: „Und dafür lassen Sie mich extra aus dem Contor rufen?"

Die Lätitia.

Von Karl Ettlinger.

„Er ist wieder draußen!" meldete das Dienstmädchen und biß sich auf die Lippen, um nicht loszubrechen.

Ich fuhr vom Schreibtisch auf.

„Das ist wirklich stark! Haben Sie dem Kerl nicht gesagt, ich sei nicht zu Hause?"

„Gewiß hab' ich's ihm gesagt."

„Und?"

„Er hat geantwortet, Sie sollten sich endlich eine bessere Ausrede überlegen. Acht Tage hintereinander die gleiche Ausflucht, das sei wirklich nicht eines Schriftstellers würdig!"

Da hörte sich denn doch verschiedenes auf! So ein zudringlicher Patron! Ich ging ärgerlich im Zimmer auf und ab und überlegte, ob ich ihn nicht doch hereinlassen sollte. Ich hätte ihn ja gleich am ersten Tag angehört, hätte er angegeben, was er eigentlich wollte. Aber das mochte er dem Dienstmädchen nicht verrathen. Mich persönlich müsse er sprechen!

„Wie sieht der Mensch denn aus, Anna? Anständig?"

„Es geht an. Etwa so wie Sie!"

„Dann — hm — lassen Sie ihn herein!"

Ein junger, eleganter Mann trat ein. In der rechten Hand einen Spazierstock mit Silbergriff, in der linken eine brennende Cigarre.

„Mein Name ist Winkel. Oskar Winkel" stellte er sich vor.

„Hören Sie mal, Verehrtester", sagte ich, „machen Sie Ihre Besuche immer mit brennenden Cigarren, oder ist das eine besondere Auszeichnung für mich?"

Er lächelte. „Ich dachte mir, Sie würden mir doch keine Cigarren anbieten —"

„Das haben Sie sehr richtig gedacht!"

So eine Frechheit! Der Mensch konnte sich wirklich seine Unverschämtheit patentiren lassen.

„Sie denken jetzt zweifellos, ich sei doch ein recht frecheß Subjekt?" erkundigte er sich gemüthlich.

„Es gehörte kein besonderer Scharfsinn dazu, das zu errathen, Herr Winkel! Vielleicht interessirt es Sie zu hören, daß ich die Absicht habe, Sie in spätestens fünf Minuten beim Kragen zu nehmen und hinauszuwerfen?"

„Ach nein, das hat kein besonderes Interesse für mich! Es ist auch eine Täuschung, daß Sie das thun werden. Schon den alten Germanen war die Gastfreundschaft heilig."

„Ich bin kein alter Germane! Wollen Sie mir jetzt endlich anvertrauen, was mir das Mißvergnügen Ihres Besuches verschafft?"

„Gerne! Ich warte schon die ganze Zeit darauf, daß Sie mich das fragen. Meine Zeit ist nämlich etwas beschränkt."

„Gott sei Dank! Wenn Sie etwa gleich gehen wollen — ich lege Ihnen kein Hinderniß in den Weg!"

„Sehr liebenswürdig! Also hören Sie: ich komme von der Lätitia!"

„Ich kenne die Dame nicht!"

„Ich auch nicht!" lachte er. „Es ist gar keine Dame. Die Lätitia ist eine G. m. b. H."

„Wirklich? Wie mich das freut!" Ich zog meine Uhr und sagte: „Zwei Minuten sind bereits herum!"

„Eine schöne Uhr haben Sie da! Ist das Gold echt? Dann kriegen Sie mindestens dreißig Mark im Pfandhaus darauf! Ich kenne mich aus. — Sagen Sie einmal, Sie haben doch ein Theaterstück geschrieben?"

„Ich denke gar nicht daran!"

„Dann werden Sie eines schreiben!"

„Vielleicht! Wenn mir eine gute Idee einfällt!"

„Seit wann braucht man zum Stückeschreiben eine Idee? Solche altmodischen Ansichten hätte ich bei Ihnen nicht vermuthet! Sie machten mir bis jetzt einen ganz intelligenten Eindruck!"

„Drei Minuten sind vorbei!" konstatirte ich. „Sehen Sie sich vor!"

Er lächelte. „Haben Sie keinen Aschenbecher?" frug er. „Ich möchte Ihnen nicht gerne den Teppich ruiniren! — Danke sehr! — Also nehmen wir einmal an, Sie schreiben ein Stück —"

„Meinetwegen! Nehmen wir das 'mal an!"

Ich rückte näher. Der Kerl fing an, mich zu interessiren. Fachsimpeln ist menschlich.

„Ihr Stück wird aufgeführt —"

„Das wäre sehr wünschenswerth!"

„Wenigstens von Ihrem Standpunkt aus! Es wird aufgeführt und fällt natürlich durch!"

„Ich sehe diese Naturnothwendigkeit durchaus nicht ein!"

„Das thun die Autoren nie! Frühestens zehn Jahre später kommen sie zu dieser Einsicht!"

„Vier Minuten!!"

„Stecken Sie doch die Uhr ein! Ich merke es schon selbst, wenn die halbe Stunde, die ich Ihnen zu widmen gedenke, vorüber ist! Wir waren eben dabei, wie Ihr Stück durchfiel. Mit Pauken und Trommeten. Ein kunstverständiger junger Mann mußte sogar zum Arzt gehen, weil er sich auf dem Hausschlüssel die Lippen wund gepfiffen hatte. Natürlich wird er Sie auf Schadenersatz und Schmerzensgeld verklagen!" —

„Ich konstatire, daß Sie immer noch da sind, Herr Winkel!"

„Diesen Eindruck hatte ich bereits auch schon gewonnen! Ich begreife übrigens Ihre Ungeduld vollkommen: man kann von niemandem gute Laune verlangen, wenn vor zwei Minuten sein Stück durchgefallen ist. Sie, der Sie an und für sich so nervös sind, sind durch diesen Mißerfolg tief deprimirt!"

„Ich bin keineswegs nervös! Aber Sie fangen an, mich nervös zu machen!"

„Beunruhigen Sie sich deshalb nicht: das schadet meiner Gesundheit gar nichts! Doch wir wollen bei der Sache bleiben: Sie sind verzweifelt, Sie raufen sich die Haare aus — eine sehr schlechte Angewohnheit, nebenbei bemerkt —, Sie rasen und schreien: „Ein ganzes Jahr habe ich an diesem verfluchten Stück gearbeitet, und nun war die ganze Mühe umsonst! Seine zweihundert Mark bringt mir das Stück ein! Ich könnte der Verstand verlieren!" Diese und ähnliche Unwahrscheinlichkeiten rufen Sie aus! Da tröstet Sie nun die Lätitia!"

„Vielleicht entschließen Sie sich im Laufe dieses Jahrhunderts doch noch dazu, mir zu erklären, wer und was diese „Lätitia" ist?"

„Ich bin gerade dabei. Die „Lätitia" ist eine Versicherungs-Gesellschaft gegen Durchfälle!"

„Was? Eine Versicherung gegen Durchfälle?"

„Ganz richtig. Ihr Gehör ist ganz gut. Es wäre nett, wenn Sie mir Gelegenheit gäben, festzustellen, ob Ihre Cigarren es gleichfalls sind!"

„Bitte!" Ich bot ihm mein Cigarrenetui an.

„Danke sehr! Bitte, rauchen Sie nur auch! Das stört mich nicht! — Sie fanden es sonderbar, daß ich eine Versicherung gegen dramatische Mißerfolge gegründet habe? Ich halte diese Versicherung lediglich für eine zeitgemäße Nothwendigkeit. Sehen Sie, wir haben Versicherungen gegen Brandschaden, Unfälle, Krankheit, Arbeitslosigkeit, Mutterschaft und so weiter. Gegen alle unglücklichen Zufälle des Landes kann sich der Mensch versichern. Warum also nicht auch gegen einen Theaterdurchfall?"

„Halten Sie denn so etwas für einen Zufall?"

„Bis zu einem gewissen Grade ja! Das talentvollste Stück kann aus hundert Gründen durchfallen, die mit der Qualität des Werkes gar nichts zu thun haben. Beispielsweise: Gedächtnißschwäche eines Schauspielers in einer der Hauptszenen; oder Zerstreutheit des Publikums infolge irgend eines sensationellen Tagesereignisses."

„Dann würde aber die Kritik doch das Stück loben!" wandte ich ein.

„Davon kann der Autor nicht leben! Die Meinung des Publikums entscheidet, nicht die der Kritik!"

„Leider!"

„Gott sei Dank!"

„Darüber wollen wir nicht streiten. — Welches sind die Bedingungen Ihrer Versicherung?"

„Sehr einfache und bequeme! Sobald wir in der Zeitung lesen, daß ein Stück zur Aufführung angenommen wurde, suchen wir den Autor auf und machen ihm folgende Offerte: Fällt Ihr Stück durch, so zahlen wir Ihnen einen Schadenersatz von zweitausend Mark. Hat Ihr Stück Erfolg, so zahlen wir nichts, sondern bekommen von Ihnen zehn Prozent der Tantiemen jeder deutschen Aufführung. Der Vertrag gilt für dreißig Jahre. Ist das nicht menschenfreundlich? Auf diese Art ist dem Autor unter allen Umständen ein Lohn seiner Arbeit sicher; entweder erhält er seine Tantiemen oder er hat unsere zweitausend Mark. Ihm ist geholfen — und uns auch. Denn wir schließen natürlich nur mit Leuten ab, deren Stück wir für talentvoll halten, oder von denen wir überzeugt sind, daß sie später einmal ein erfolgreiches Werk schreiben werden!"

„Ein sehr eigennütziges Mäzenatenthum!"

„Jedes Mäzenatenthum ist eine Versicherung. Oder sagen wir eine Lotterie."

„Und rentirt sich die „Lätitia"?"

„Glänzend! Ein einziger durchschlagender Erfolg entschädigt uns für zwanzig Mißerfolge! Sie würden staunen, wenn ich Ihnen die Namen unserer Versicherungskandidaten nennen würde. Nun, haben Sie keine Lust, uns beizutreten?"

„Ich habe noch kein Stück geschrieben, sagte ich Ihnen bereits!"

„Was nicht ist, kann noch werden. Jedenfalls lasse ich Ihnen einmal unseren Prospekt da. Empfehlen Sie mich, bitte!"

Er erhob sich und drückte mir einen Prospekt in die Hand.

— — — — — — — — — — —

Als ich erwachte, hielt ich das Lustspiel in der Rechten, das mir ein Freund mit der Bitte um Prüfung geschickt hatte, und bei dessen Lektüre ich eingeschlafen war.

Das alte Lied.

Von Hildur Nilson.

Er stand auf dem Vorderdeck der Fregatte, die nicht weit vom Lande vor Anker lag, und blickte in die Nacht hinaus, als wolle er mit seinen scharfen Augen die Tiefe des Himmels und des Meeres messen. Das Getöse vieler ausgelassener Stimmen und heller Gläserklang drangen wie aus einer fremden Welt aus dem Salon zu ihm hinaus. In der Hand hielt er einen Brief, den er erst jüngst beim Schein einer Taschenlampe schnell durchflogen hatte.

Auf der „Fortuna", der Fregatte, die seit einigen Tagen auf der Rhede des Badeortes ankerte, wurde ein großes Fest, ein Tanzvergnügen im Mondschein, gefeiert. Hierzu war der größte Theil der Badegäste geladen worden. Jetzt war man drinnen bei Tisch. Später sollte oben auf Deck getanzt werden. Das war ein seltenes Vergnügen, das einem nicht so leicht wieder geboten würde.

Drüben auf der fessigen Landspitze waren Matrosen damit beschäftigt, die Feuerwerkskörper aufzustellen, die zur Feier des heutigen Tages abgebrannt werden sollten. Plötzlich ertönte zum Zeichen des Anfangs ein dumpfer Böllerschuß. Kaum war er verhallt, als die ganze Gesellschaft, die Damen in großer Balltoilette, die Herren in Galauniform oder im Frack, auf Deck erschien, um das glänzende Schauspiel zu genießen, das sich dicht am Wasser drüben auf der steilen Felsklippe entwickeln würde. Es war ein Feuerwerk, so vielseitig, glänzend und farbenprächtig, daß auch die am Ufer versammelte Menschenmenge in begeisterte Beifallsrufe ausbrach. Kaum war aber die letzte Rakete am Himmel erloschen, als die Schiffskapelle einen sprudelnden Strauß'schen Walzer anstimmte und ein Paar nach dem anderen hinaustanzte.

Als Leutnant Henrik von Stangel den das Feuerwerk einleitenden Schuß hörte, steckte er das kleine Kuvert schnell in die Tasche und ließ seine Augen ernst und tieftraurig über die heitere Gesellschaft gleiten. Er konnte sich nicht an der allgemeinen Freude betheiligen, der junge Offizier mit der halb trotzigen, halb gleichgültigen Haltung. Er stand dem geselligen Leben und seinen Genüssen so fern. Seine Natur lehnte sich gegen die faden Schmeicheleien, die Verstellungskunst und Falschheit auf, die feiner Ansicht nach in die Salons zu Hause gehören. Wie er so einsam und abseits von dem Leben dastand, das sich auf dem Achterdeck abspielte, schweiften seine Gedanken in weite Ferne, dorthin, wo sein junges Glück erst jüngst zu Grabe getragen wurde.

Er sah in der Erinnerung eine weibliche Gestalt, schön und hold, er sah ein Paar Augen mit dem ganzen Ernst und der ganzen Wehmuth der Erde, er hörte eine Stimme, die zart und fein war und einen seltenen Wohlklang hatte. Er fühlte ihre Hand schmal und weich, die, als sie das letzte Mal in seiner lag, schon so mager und durchsichtig war. Das letzte Mal! Allmächtiger Gott, wie tieftraurig und verschleiert hatten ihre großen, stahlgrauen Augen ihn damals angeschaut! Sie, die er liebte, war seine Stiefmutter.

Durch seine Kindheitserinnerungen stürmten seine Gedanken dem Ziele zu, das ihm gleichzeitig Liebe, Glück und Schmerz gebracht hatte. Er dachte an die Zeit seiner Kindheit, an das stolze natürliche Schloß mit dem wundervollen alten Park, der breiten Terrasse, dem See mit den Schwänen, die er allabendlich füttern durfte. Er dachte an die Spazierritte an der Seite des Vaters. Oft führten sie an das Meer. Dann hielt er sein Pferd wohl an und versank in Gedanken. Schon damals fühlte er, daß er und das unendliche Meer zusammengehörten, daß sie eins waren. Und als er heranwuchs und allein reiten durfte, galt Morgens und Abends sein Ritt dem Meer, von dem er nicht lassen konnte.

Am klarsten stand ihm die Mutter vor Augen. Stundenlang hatte er zu ihren Füßen gesessen und ihr gespannt gelauscht, wenn sie ihm von ihren Reisen in fremden Ländern erzählte. Als sie starb, war er acht Jahre alt. Er erinnerte sich noch ihrer formschönen Züge auf dem Todtenbette. Ihr Anblick hatte ihn nicht erschreckt. Nein, die Erinnerung daran hatte seinen Charakter und sein Gefühlsleben gestählt. Die Beerdigung hatte sich unter Entfaltung des größten Pompes vollzogen. Seitdem war er einsam. Selbstredend wurde das Fell, auf dem er zu den Füßen der Mutter gespielt hatte, in den goldenen Saal geschafft, wo das lebensgroße Gemälde der Verstorbenen hing. Dort hatte er sich täglich mehrere Stunden aufgehalten und immer wieder zu dem Bilde aufgeschaut.

Mit dem Vater hatte er nicht viel gemeinsam. Als das Trauerjahr vorüber war und große Festlichkeiten und Jagdpartien einander ablösten, sagte er sich, daß das Elternhaus nicht länger die Welt sei, in der er leben konnte. Mit festem Willen setzte er seinen Eintritt in die Marine durch. Er sehnte sich in die Welt hinaus, in andere Länder, zu anderen Völkern. Und er ist weit umher gewesen und hat sich zu einem jungen Mann mit offenem Blick und klaren Gedanken entwickelt.

Jährlich einmal, meistens zu Weihnachten, fuhr er des großen Gemäldes wegen nach Hause. — — —

Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, erhielt er eine Nachricht, die er mit zusammengebissenen Zähnen und mit flammenden Augen entgegennahm. Der Burgherr vom Stangelhof beabsichtigte, eine neue Ehe mit der jungen Baroneß Elisabeth von Löwenfeld einzugehen.

Dieses Jahr unterließ er die Reise. Er konnte den Schmerz nicht überwinden, den die Mittheilung ihm bereitet hatte. Daß der Platz der Mutter von einer anderen ausgefüllt werden sollte, erschien ihm unbegreiflich. Er fühlte es förmlich als eine Kränkung. Als aber das zweite Jahr kam, konnte er seine Sehnsucht nicht länger bezwingen. Unwiderstehlich trieb es ihn in's Vaterhaus und zu dem Bilde der Mutter zurück.

Jetzt war er am Ziel. Jetzt machte er wie nach einer Eilfahrt Halt und ließ den Gedanken bei der Erinnerung verweilen.

„Elisabeth von Löwenfeld, weshalb gabst du diesem alten, verlebten Genußmenschen deine Hand? Weshalb hat das Geschick uns nicht früher zusammengeführt? Weshalb lernten wir uns erst jetzt kennen?

Als ich dich das erste Mal vor dem Bilde meiner Mutter traf, das von seinem alten Platz in die kalte Galerie geschafft und in die lange Reihe von stolzen Ahnen und steifen Ahnfrauen eingereiht war, vermochte ich es nicht, dich anzuschauen. Deine Stimme hatte es mir aber angethan. Sie lernte ich lieben, und während mein Blick unverwandt auf dem Bilde meiner Mutter ruhte, entging mir kein Wort aus deinem Munde. Gleichzeitig fühlte ich, daß in meinem Innern ein Etwas erwacht war, das bisher darin geschlummert hatte. Als du gingst, schaute ich dir nach. Du drehtest dich in der Thür um, während der Vorhang deine Gestalt halb verdeckte, und blicktest mich an.

Ich sattelte mein Pferd und ritt mit deinem Bilde in meinem Herzen dem Sonnenuntergang zu. Es war meine Absicht, am folgenden Tage zu reisen. Trotzdem blieb ich Tag auf Tag, bis der Dienst mich zwang.

Am letzten Abend — ich sehe dich am Flügel mit vornüber gebeugtem Kopfe und den Händen müde auf den Knien ruhend, während dein Blick traurig bei dem Text des Liedes weilt. Ich sehe ihn im Lehnstuhl, müde und hinfällig und doch mit gierigen Blicken deine jungfräuliche Gestalt verschlingend. Du schlägst einen Akkord an. Es ist „Das alte Lied", das ich zu deiner Begleitung singe:

„Es war ein alter König. Sein Herz
war schwer, sein Haupt war grau,
Der arme alte König, er nahm eine
junge Frau.
Er war ein junger Page, blond war
sein Haupt, leicht war sein Sinn,
Er trug die seidene Schleppe der jungen
Königin.
Kennst du das alte Liedchen? Es klingt
so süß, es klingt so trüb,
Sie mußten beide sterben. Sie hatten
sich viel zu lieb."

Der Alte schläft. Der Gesang langweilt ihn. Wir sind allein, du und ich. Jetzt schaue ich dich an und dein Blick trifft den meinen.

„Sie mußten beide sterben. Sie hatten sich viel zu lieb," rufe ich aus. Meine Stimme ist klanglos. Ich empfinde es bei jedem Wort, daß sie zu versagen droht.

Da lachst du durch Thränen und sagst mit einem Ton, den ich nie vergesse: „Mit dem Glück im Herzen gehe ich ruhig dem Tode entgegen."

Da rührte sich der Alte. Halb wach, halb schlaftrunken flüsterte er deinen Namen.

Ich küßte dir die Hand zum Abschied und ging mit meinem ganzen Jammer, voll von deinem Blick und deinen letzten Worten, meinen einsamen Weg in das Leben hinaus.

Und jetzt ist das Lied zu Ende. Jetzt hat auf der alten Burg wieder eine Trauerfeier mit allem Pomp stattgefunden, und wieder hat der trauernde Gemahl einer jungen Burgfrau das letzte Geleit gegeben. Ihr Testament trägt aber der junge Offizier in der Brusttasche seiner Galauniform. Es lautet: „Meinem innig Geliebten meinen letzten Gruß mit der Bitte, daß das Andenken an mich nicht zwischen dich und deine Pflicht treten möge. Deine Pflicht ist es, dein altes väterliches Heim zu hüten. Denn die Kraft deines Vaters ist aus. Er ist alt und bedarf deiner hilfreichen Hand. Mit deinem Bilde in meinem Herzen gehe ich zur ewigen Ruhe ein." — — —

Sich mühsam durch die tanzenden Paare drängend, trat ein junger Seeoffizier, aus dessen Augen die Lebensfreude leuchtete, mit zwei gefüllten Sektgläsern an Henrik von Stangel heran.

„Stangel — so melancholisch?" sagte er vorwurfsvoll, während er dem Kameraden das eine Glas reichte und selbst das andere bis zur Neige leerte. „Sei froh mit den Frohen! Was nützt die finstere Miene? Weshalb gehst du der Gesellschaft aus dem Wege? Doch verzeihe — ich vergaß, daß du Trauer hast. Aber man muß sich zu überwinden suchen. Und das geschieht am besten in heiterer Gesellschaft."

Der Kamerad betrachtete ihn forschend von der Seite, während Stangels Gesicht jetzt ganz starr ist